

## **Wladimir Putin**

**regiert seit 22 Jahren Russland. Wie er denkt, was er will, was ihn treibt - das ist rätselhafter denn je. Wie Freunde und Feinde, Verbündete und Verfolgte ihn sehen.**

Von Silke Bigalke und Sonja Zekri (Text) und Konrad Rufus Müller (Fotos)

11. Februar 2022 - 27 Min. Lesezeit

**D**er Mann, der Europa an den Rand eines Krieges gebracht hat, kann privat ein bezaubernder Gastgeber sein. Im Sommer 2002 lud der russische Präsident Wladimir Putin den Fotografen Konrad Rufus Müller und eine *Stern*-Journalistin nach Moskau ein. Müller hatte alle deutschen Kanzler fotografiert, Gerhard Schröder hatte ihm den Weg in den Kreml geebnet. Verabredet war ein Buch über Putin.

Der Tag lief zäh an. Früh wurden die beiden Deutschen zur präsidentialen Residenz Nowo-Ogarjowo gefahren, dort warteten sie Stunden in einem Gästehaus bei Keksen und Tee. Als ein Auto sie schließlich zu Wladimir Putin brachte, trafen sie den Präsidenten im Trainingsanzug im Park, mit dem Hund seiner Frau. „Er sagte: Fangen Sie an!“, erinnert sich Müller: „Aber ich entgegnete, Herr Präsident, ich kann so nicht arbeiten, ich bin seit sechs Uhr auf und habe nichts gegessen. Daraufhin hat er mir Kaviarbröte geschmiert. Das Treffen mit einem Minister hat er verschoben.“

Müllers Fotografien, einige auf diesen Seiten zu sehen, gehören zu den intimsten Aufnahmen, die man von Putin gesehen hat. Der Fotograf feierte mit den Putins und Schröders im Kreml Weihnachten, lauschte mit Vater Putin dem Klavierunterricht von dessen Tochter.

Zu Beginn von Putins Amtszeit war diese inszenierte Nähe ungewöhnlich. Heute wäre sie undenkbar. Wladimir Putin, der einst so raumgreifende Darsteller der Macht, ist seit Ausbruch der Pandemie noch isolierter als sonst, gleichzeitig beherrscht er die Nachrichten. Hat er schon Lazarette an die ukrainische Grenze verlegen lassen? Welche Rolle spielt die Wasserversorgung auf der Krim in seinen Plänen? Je weniger Menschen zu ihm vordringen, je weniger er sich erklärt, desto dringender möchte die Welt wissen: Was will Putin? Welches sind seine Ziele, wie groß ist sein Spielraum? Wem hört er zu?

Antworten darauf zu finden, ist im 23. Jahr seiner Herrschaft noch schwieriger als am ersten Tag. Deshalb sollen an dieser Stelle die Augenzeugen zu Wort kommen. Die SZ sprach mit Freunden und Feinden, Weggefährten und Beobachtern in mehr als einem halben Dutzend Ländern. Ihre Geschichten handeln von schicksalhaften Konfrontationen, entlarvenden Bemerkungen und programmatischen Auftritten. Niemand weiß, ob Putin in die Ukraine einmarschieren wird. Aber wie Europa an den Rand dieses Abgrundes gekommen ist, das wird am Ende klarer sein.

An Silvester 1999 war Boris Jelzin vor einem Tannenbaum voller Lametta im Staatsfernsehen zu sehen. Er verkündete seinen Rücktritt, sechs Monate vor Ablauf der Amtszeit.

„Noch ein halbes Jahr an der Macht festhalten, wenn das Land einen starken Mann hat, der es verdient, Präsident zu sein und auf den jeder Russe seine Hoffnungen für die Zukunft setzt?“, sagte Jelzin. Nein, das sei nichts für ihn.

Nur Stunden später saß Wladimir Putin vor demselben Tannenbaum. „Es wird keine Minute lang ein Machtvakuum im Land geben“, sagte der frisch designierte Präsident in die Kamera. Kaum jemand gab ihm länger als ein paar Monate.

Zu den wenigen Menschen, die von Jelzins Rücktrittsplänen an jenem Silvestertag 1999 wussten, gehört Walentin Jumaschew, Jelzins früherer Stabschef und späterer Schwiegersohn, der an der Rede mitschrieb. Anders als die meisten kannte Jumaschew Putin gut. Der Mann aus Sankt Petersburg war ihm aufgefallen, er bewunderte, „wie ruhig, leicht und sicher er mit unbekanntem Menschen“ sprach, wie „exakt Putin war, wie glänzend er formulierte“. 1997 hatte Jumaschew Putin zu seinem Stellvertreter in der Präsidentschaftsverwaltung ernannt. Die politische Karriere des KGB-Mannes Putin im wüsten, korrupten Sankt Petersburg an der Seite von Bürgermeister Anatolij Sobtschak war nach dessen Niederlage erst einmal vorbei. Dass Männer wie Jumaschew ihm damals beisprangen und ihn aus der Arbeitslosigkeit nach Moskau holten, in den Kreml, den FSB und dann an die Spitze der Macht, hat er ihnen nie vergessen. Die russische Geschichte der vergangenen zwanzig Jahre ist zum großen Teil eine Geschichte von Männerfreundschaften.

Und doch zweifelten viele an Jelzins Verstand, als er Putin im August 1999 zum Premierminister machte. „Man hatte das Gefühl, dass er verrückt ist“,

sagt Jumaschew vergangenen Sommer im Videogespräch. „Wer ist Putin? Es kannte ihn wirklich niemand.“ Jelzin habe jemanden gesucht, der „seinen Weg fortsetzt“, seine Ideen für eine liberale Wirtschaft, ein demokratisches Russland: „Wenn Sie sich Gesetze anschauen, die Putin anfangs initiierte, waren sie superwirtschaftsfreundlich, superdemokratisch.“

### **„Wladimir Putin hat die Stimmung der Menschen gespürt.“**

Nach der sowjetischen Zwangsfürsorge hatten die Neunzigerjahre den Menschen nie gekannte Möglichkeiten gebracht, aber auch Chaos und Elend. Ersparnisse waren nichts mehr wert, die Straßen nicht mehr sicher, das Imperium zerbrochen. Jelzins Wirtschaftsreformen richteten sich „gegen die Mentalität der Menschen“, sagt Jumaschew. 85 Prozent der Russen schätzten Stabilität bis heute höher als eine „mythische Freiheit“: „Wie schmeckt diese Freiheit, die man weder zum Frühstück noch zum Abendbrot essen kann?“ Putin, der anfangs auf die experimentierfreudigen 15 Prozent gesetzt hatte, orientierte sich um. Jumaschew ist sicher: „Wladimir Wladimirowitsch Putin hat die Stimmung der Menschen gespürt.“

Jumaschew trägt heute den Titel „Präsidialberater“, was nicht bedeutet, dass er den Präsidenten berät. Als Leiter der Jelzin-Stiftung ist es seine Aufgabe, an die Verdienste von Putins Vorgänger zu erinnern. Jelzin ist für ihn ein Held, auch wenn er weiß, dass viele Russen das anders sehen. Sie sehnen sich nach dem zurück, was sie verloren zu haben glauben. Damit das so bleibt, ist die Beschwörung der schlimmen und schlimmeren Jelzin-Zeit fester Bestandteil der Putin'schen Propaganda. Längst gibt es dazu Memes im Netz. Der Youtube-Star Jurij Dud hat bemerkt, je länger der Präsident im Amt sei, desto schrecklicher werden die Neunzigerjahre.

Den Präsidenten trifft Jumaschew immer noch jedes halbe Jahr, jedenfalls galt das bis zur Pandemie. Sie sprechen über Bücher, ihre Familien. Mit ihm über Politik zu reden, sei sinnlos, denn die sei ja nun die Verantwortung des Präsidenten.

Das war nicht immer so. Als frisch gebackener Präsident hatte Putin

durchaus Interesse an Begegnungen mit kremlfernen Gesprächspartnern, einige ließ er sogar einfliegen. Er war ein Suchender, sagen viele. Zu den Gästen zählte der russische Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn oder der Ex-Dissident und israelische Politiker Natan Scharanski. Und auch der deutsche Historiker Alexander Rahr. „Er hat für sich geworben, er hat zugehört, für einen Politiker war das ungewöhnlich. Er fragte, wo sehen Sie die Probleme? Warum wird Russland vom Westen nicht angenommen?“, sagt Rahr bei einem Spaziergang in Berlin. Rahr habe dann auf die unterschiedlichen Werte zwischen Russland und Europa hingewiesen, Parlamentarismus, Meinungsfreiheit, Minderheitenschutz. Hat Putin das verstanden? „Überhaupt nicht. Er glaubte, es ging um die Wirtschaft. Der Westen wolle kein wirtschaftlich starkes Russland.“

So neu war die Rolle des Kreml-Chefs, so ungewohnt der Arbeitsplatz, dass jeder Allmachtsanspruch schon im Kleinen gescheitert wäre. Kurz nach Jelzins Rücktritt empfängt Putin den damaligen Journalisten Nikolai Swanidse im Kreml zum Mittagessen. „Er legte Frikadellen auf meinen Teller. Dann fragte er, ob ich ein Bier trinken möchte. Ich sagte: Herr Präsident, Wladimir Wladimirowitsch, wenn Sie mir Gesellschaft leisten, lehne ich nicht ab“, erzählt Swanidse. „Er rief einen Offizier, der ging weg, kehrte zurück und sagte: Wladimir Wladimirowitsch, es gibt kein Bier. Es wurde nicht geliefert.“ Putin habe mit den Schultern gezuckt und sich entschuldigt, man habe dann Tee oder Saft getrunken.

Die Versorgungspannen, der Mangel, die schlecht sitzenden Anzüge – noch war alles unvollkommen, unfertig. Noch hatte Putins Russland keine Gestalt angenommen.

Noch hielten viele es für möglich, dass der Mann aus dem Geheimdienst ein autokratischer Modernisierer werden könnte, hart gegen seine Gegner, aber in technischen Fragen fortschrittlich, ein wenig wie Peter I.

Heute ist Putin eine Marke für eine Art imperial-nationalistische Demokratiefeindlichkeit. Der türkische Präsident Erdogan und Ungarns Viktor Orbán ließen sich inspirieren von seinem Modell der illegitimen Machtausübung bei gleichzeitiger Abhaltung von Wahlen.

Inzwischen sehen die Treffen zwischen Swanidse und Putin anders aus. Der einstige Journalist Swanidse sitzt im Menschenrechtsrat, der dem Präsidenten regelmäßig seine Bedenken vorträgt, die Kameras laufen mit.

Bei einer Sitzung im Dezember spricht Swanidse mit gebeugtem Rücken ins Mikrofon. Der Menschenrechtler ist zweieinhalb Jahre jünger als Putin, wirkt aber deutlich älter. Im Rat ist er für die schwierigen Fragen zuständig, auch wegen seiner „persönlichen Beziehung“ zum Präsidenten. Putin ist per Video zugeschaltet, hat Swanidse mit zusammengezogenen Augenbrauen das Wort erteilt. „Memorial“, Russlands älteste Menschenrechtsorganisation, droht die Auflösung. Seit Langem wird sie schikaniert, nun ist der Staatsanwalt aktiv. Swanidse bittet um Schonung. Putin antwortet ausführlich und trägt noch einmal alle Vorwürfe vor. Drei Wochen später wird Memorial liquidiert.

Die Wahrheit ist, dass sie einander längst nicht mehr zuhören. „Zwanzig Jahre fast uneingeschränkte Zarenmacht, auf wen wirkt sich das positiv aus?“, fragt Swanidse. Für Putin zähle die Meinung seines Geheimdienstes immer mehr als die der Menschenrechtler. Andersherum haben Putins Worte für ihn jede Bedeutung verloren. „Der Präsident benutzt Sprache, um seine Gedanken zu verstecken, nicht um sie zu äußern“, so Swanidse. „Interessant ist nicht, was er sagt, sondern, was er tut.“ Zwei Ereignisse hatten bei Swanidse früh Zweifel geweckt. Als Putin Ende 2000 die Hymne aus Sowjetzeiten wieder einführte, hielt Swandidse das noch für ein Zugeständnis an die konservativeren Russen. „Ich dachte, danach beschäftigt er sich mit den wirklich wichtigen Dingen.“ Das zweite Warnzeichen nahm er ernster: „Das war, als Chodorkowskij eingesperrt wurde.“

Im Februar 2003 übertrug das russische Fernsehen eine hochkarätige Sitzung aus dem Kreml. Der russische Präsident traf sich mit den reichsten und mächtigsten Unternehmern des Landes, und keiner war reicher und mächtiger als Michail Chodorkowskij. Der Chef des Ölkonzerns Yukos verkehrte mit George W. Bush und Bill Gates, sein Vermögen wurde auf acht Milliarden Dollar geschätzt, erworben und gemehrt mit den dubiosen Methoden des postsowjetischen Raubritter-Kapitalismus in den Neunzigerjahren. Damals bemühte sich Yukos um Transparenz und modernes Management.

**Chodorkowskij's Villa im protzigen Londoner Viertel Marylebone liegt zwischen**



## Anwaltskanzleien und Finanzberatungen

Der Unternehmer Chodorkowskij träumte weiter, träumte größer, finanzierte mit seiner Stiftung „Offenes Russland“ Computer für Schulen, Internate für Waisenkinder, eine aufblühende Zivilgesellschaft. Einmal zahlte er in Sibirien die Steuern nicht an die Kommune, sondern verteilte sie unter Schulen und Krankenhäusern. Er finanzierte, nein: er kaufte sich ein humaneres, europäisches Russland. Sein Russland. Nicht das Wladimir Putins.

Damals wurde die Luft für die selbstherrlichen Superreichen allmählich dünner, einige lebten bereits im Exil. In einer Oper mit dem Titel „Chodorkowski“ sollte später die Putin-Figur sagen: „Politik muss das Geld kontrollieren, sonst kontrolliert Geld die Politik.“

Für die Sitzung mit Putin hatten sich die Unternehmer abgesprochen. Der Oligarch Michail Fridman sollte vortragen, traute sich dann doch nicht. Chodorkowskij sprang ein. Zahl für Zahl, Prozent für Prozent rechnete er dem schmalen, blassen Putin ein gigantisches Ausmaß an Korruption vor. Manchmal seufzte er, als sei sein Gegenüber begriffsstutzig. Es war ein Auftritt größter Freiheit oder größter Arroganz, je nach Perspektive.

Putin hörte aufmerksam zu, machte Notizen und antwortete erst zerknirscht und fahrig, dann zusehends sicherer, schließlich ging er zum Angriff über. Auch bei Yukos gebe es Probleme beim Steuerzahlen, sagte er Auge in Auge mit Chodorkowskij: „Wir sprachen darüber, nicht?“

Ein halbes Jahr später wurde der reichste Mann Russlands von Polizisten aus dem Privatjet gezerrt. Die folgenden zehn Jahre verbrachte Chodorkowskij in Straflagern oder vor Gericht. Er saß in einem Käfig, als Russlands berühmtester politischer Gefangener. Seine Anhänger huldigten ihm wie einem Guru. Nach intensiver deutscher Vermittlung, kurz vor einem dritten Prozess, diesmal wegen Mordes, wurde er Weihnachten 2013 entlassen.

Chodorkowskijs Villa im putzig protzigen Londoner Viertel Marylebone liegt zwischen Anwaltskanzleien und Finanzberatungen. Das Interieur mit

Säulen, Kamin und Ölgemälden lässt ahnen, dass Yukos zwar zerschlagen wurde, aber Chodorkowskij Schätzungen zufolge wohl ein paar Hundert Millionen Euro retten konnte. Er ist fülliger als damals, die Zen-Aura ist Geschäftigkeit gewichen. Ob er damals begriff, dass der Schlagabtausch mit Putin ein Wendepunkt war? „Nicht in seiner ganzen Dimension“, sagt er: „Ich wusste, dass wir verloren hatten, aber ich dachte, dass wir noch kämpfen können.“

Dabei hatte er gegen den KGB-Mann Putin anfangs gar keine Einwände. Er habe einen Menschen „mit absolut demokratischen Ansichten“ erlebt, der Russlands Zukunft als europäisches demokratisches Land sah, mit Privatwirtschaft, Gewaltenteilung, Rechtsstaat.

„Putin hat alle um den Finger gewickelt, auch mich.“ Ein Geheimdienst-Trick sei das, ein Kniff von Anwerbern: „Putin spiegelt sein Gegenüber. Er begreift schnell, was Sie hören möchten, und erfüllt die Erwartungen. Damals fiel kein Wort, aus dem man eine Neigung zum Totalitarismus hätte ableiten können.“

Heute ist Chodorkowskijs Lieblingsbeschreibung für Putin die eines Mafioso, eines rachsüchtigen, zerstörungswütigen Kriminellen. „Der russische Überläufer Sergej Skripal hat Geheimnisse an die Briten verraten. Er saß dafür in Russland Jahre in Haft. So weit verstehe ich das. Aber ihn nach seiner Entlassung auch noch zu vergiften? Jelzin hätte das nie getan.“

Es ist nicht erstaunlich, dass er zusammenzuckt, wenn wieder ein Putin-Gegner vergiftet wird. Alexander Litwinenko, Alexej Nawalny – ein bisschen fühlt er sich immer mitgemeint. Während des Lockdowns in London fotografierte ein Unbekannter sein Haus. Chodorkowskij rief die Polizei. „Ich bin nicht dumm, natürlich habe ich Sicherheitsmaßnahmen getroffen“, sagt er: „Andererseits weiß ich genau: Würde Putin anordnen, mich aus dem Weg zu räumen, könnte ich mich nur schützen, wenn ich wie in einem Gefängnis lebe. Und dazu bin ich nicht bereit.“

Die Bezwingung der Oligarchen war Putins erster Schritt zur Unterwerfung des Landes. Andere folgten. Chodorkowskijs Stiftung „Offenes Russland“ wurde zur „unerwünschten Organisation“ erklärt, Aktivisten, die er unterstützt, wurden zu Hausarrest oder Bewährungsstrafen verurteilt. Putins Russland führt einen Feldzug gegen Oppositionelle, gegen Journalisten und Wahlhelfer, Anwälte und Künstler, sogar gegen Rapper. Die Alternative von Gefängnis oder Exil, für Generationen frei denkender Russen ein Lebensthema, stellt sich so schneidend wie seit dem Ende der

Sowjetunion nicht mehr.

## **„Putin ist härter und machtpolitischer geworden, er reagiert dünnhäutiger auf Kritik.“**

Wie viel an diesem Kahlschlag entspringt der Persönlichkeit eines Herrschers, der als Kind in den Leningrader Hinterhöfen gelernt hat, dass man einen Gegner am Boden nicht schont, weil von ihm im umgekehrten Fall keine Schonung zu erwarten ist? Wie viel ist die Folge freidrehender Sicherheitsapparate? Könnte Putin es zugeben, falls er die Kontrolle über Teile des Geheimdienstes verloren hat?

Für die russische Politologin Tatjana Stanowaja ist die Repression vor allem ein Effekt wachsender Paranoia: Putin und sein Sicherheitsapparat lebten „in einer Welt, in der Russland einer belagerten Festung gleicht“, sagt sie im Videoanruf aus Paris. Die Männer des Sicherheitsapparates, die „Silowiki“, teilten mit Putin das Gefühl der ununterbrochenen Zuspitzung, der ständigen Gefahr im Inneren und Äußeren. Wie in allen Diktaturen betrachten sie Einschüchterung, Gefängnis und Gewalt nicht als Repression, sondern als Selbstverteidigung.

Klaus Mangold, ehemals Leiter des „Ost-Ausschusses der Deutschen Wirtschaft“ und heute russischer Honorarkonsul, sagt: „Er ist härter und machtpolitischer geworden, er reagiert dünnhäutiger auf Kritik.“

Am Abend des 8. Februar 2007 holte der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber den russischen Präsidenten am Flughafen ab und brachte ihn in ein Münchner Hotel. Die CSU hat – bei aller Kritik an der Brandt’schen Ostpolitik – eine besondere Verbindung zu Russland, seit Franz Josef Strauß 1987 mit einer Cessna nach Moskau flog und Michail Gorbatschow auf die Frage, ob dies seine erste Reise in die Sowjetunion sei, die Antwort gab, das erste Mal sei er nur bis Stalingrad gekommen.

Als Leiter der Staatskanzlei protokollierte Stoiber damals, später wird daraus eine belastbare Beziehung, kein hochlukratives deutsch-russisches Buddytum wie mit Gerhard Schröder, aber doch eine zuverlässige Besuchsfrequenz. Stoiber, heute 80 Jahre alt, erinnert sich beim Gespräch

in München gern daran, wie er mit Putin die Dax-Vorstände in Bayern besuchte.

Differenzen zwischen der parlamentarischen und der „gelenkten“ Demokratie wurden weggescherzt. Nachdem Stoiber 2003 in Bayern die absolute Mehrheit geholt hatte, bemerkte Putin zufrieden, da gebe es also noch ein „verbindendes Element“ zwischen den beiden Politikern. Er habe ihm „in verbindlicher Weise“ zu verstehen gegeben, dass er da „einen strukturellen Unterschied“ sehe, sagt Stoiber.

Als Putin 2006 zu Gast in Aying bei München war, bescherte Stoiber ihm eine bayerische Sause mit Goaßlschnalzern und Blaskapelle. Dass kurz vorher Anna Politkowskaja ermordet worden war – eine von vielen Journalistinnen und Journalisten, die unter Putin ermordet wurden –, trübte den Spaß nicht. Ein Jahr später, nach Stoibers Abschied als Ministerpräsident, tröstete Putin ihn in Moskau mit einem Aufmarsch der Kremlgarde. Warum er denn aufhöre, er sei doch noch jung, habe Putin gefragt. „Er hat Witze gemacht: Er habe seine Geheimdienste gefragt, aber die hätten auch keine Erklärung“, sagt Stoiber.

Die bayerischen Beziehungen zu Russland sind eine Nebenerzählung der über lange Zeit so blendenden deutschen Beziehungen.

Deutschland sei Putins Lieblingsland, hört man oft, was von Anfang an gegen die Europäische Union gerichtet war. „Putin nimmt nur große Länder ernst“, sagt ein hoher politischer Beamter in Berlin: „Wir haben versucht, ihm beizubringen, dass er Europa ernst nimmt. Das tut er nicht, weil er es nicht versteht.“

Deutschland aber glaubt Putin zu verstehen. Gern glänzt er mit seinen Deutschkenntnissen, dazu die schönen Jahre als junger KGB-Mann in Dresden, die Volleyball-Spiele mit Stasi-Kollegen, die Verteidigung der KGB-Zentrale in der Angelikastraße – Deutschland war ein klassischer Verbündeter.

Diese Vertrautheit wollte Stoiber in jenem Februar 2007 dringend vertiefen. Eine offizielle Anfrage zu einem Abendessen zu zweit wurde abgelehnt, aber als er Putin spontan eine Brotzeit vorschlug, war der Präsident dabei. „Er hat alle Wurstsorten probiert, Wollwürstel, Schweinswürstel, wir haben lange gesessen und über Gott und die Welt geredet“, erinnert sich Stoiber. „Dann hat er gesagt: Morgen werde ich ganz grundsätzlich werden.“ Es war der Vorabend der Sicherheitskonferenz.

Wenn in diesen bedrückenden Tagen erörtert wird, wann alles begann oder wann man zumindest alles hätte wissen können, dann ist man schnell bei München. Die Linien russischer Außenpolitik waren für Experten zwar seit Anfang der Neunziger einsehbar. Aber hatte Putin nicht auch 2001 im Bundestag auf Deutsch die Sprache Goethes und Schillers beschworen und das gemeinsame „europäische Haus“?

Der Auftritt im Bayerischen Hof war ein Schock für die Mitglieder der Sicherheitskonferenz. In schneidenden Worten geißelte Putin die „Weltherrschaft“ der USA und die Osterweiterung der Nato und fordert Sicherheitsgarantien von dieser: „Die Steine und Betonblocks der Berliner Mauer sind schon längst zu Souvenirs geworden“, so Putin. „Jetzt versucht man, uns schon wieder neue Teilungslinien und Mauern aufzudrängen.“ Kanzlerin Angela Merkel schaute mit glasigen Augen ins Leere.

Anschließend war in Medien von einem „Paukenschlag“ die Rede, vom Geist des Kalten Krieges. Die Empörung war groß. Aber Angst? Noch spielte Russland in der „zweiten Liga“, wie Stoiber es nennt, militärisch, wirtschaftlich, diplomatisch..

### **Für alles Schlechte im Land macht Putin Regierung und Gouverneure verantwortlich**

In den folgenden Jahren bezog Putin sich oft auf München. „Er hat gesagt, das habe ich doch wirklich so gemeint. Wir haben die erste Osterweiterung akzeptiert, die zweite. Bloß nicht Georgien und die Ukraine, die sind zu nah an Moskau“, so der Historiker Rahr. Hätte man die jetzige Zuspitzung verhindern können, wenn man Russland wie ein Land der ersten Liga behandelt hätte?

Der Respekt und die Ehrfurcht, die Putin im Ausland vermisst, lassen sich zu Hause leichter organisieren. Wenn er begeisterungsfähige Bürger in den Kreml einlädt.

Für ihr Treffen mit dem Präsidenten im März vergangenen Jahres hatte sich Anastasija Brailowskaja ein marineblaues Kleid zurechtgelegt. Dann riefen die Organisatoren an und baten um schlichte Garderobe. Aber Jeans im

Kreml? „Ich gehe doch nicht mit einer Freundin Kaffee trinken“, habe sie damals gedacht.

Sie schaut an sich herab, an diesem Januarabend trägt sie helle Jeans und einen bunten Strickpullover. Aber jetzt sitzt sie auch im Café vor einem Kurkuma Latte, nicht vor Wladimir Putin. Damals entschied sie sich für eine schwarze Hose und die rote Jacke ihrer Freiwilligenorganisation. Sie ließ ihre Haare glätten, trug ausnahmsweise Make-up auf.

Anastasija Brailowskaja studiert Medizin und half während der Pandemie in der roten Zone eines Moskauer Krankenhauses, dem Bereich für die schweren Covid-Fälle. Im März lud Putin sie und andere junge Menschen ein, ihm über ihr soziales Engagement zu berichten. Im Kreml warteten sie – manches ändert sich nie – über Stunden bei Tee und Keksen. Dann plötzlich: noch fünf Minuten. Schnell wollte sie in Gedanken ihre Rede noch mal durchgehen, doch ihr Kopf war völlig leer. In einem runden Saal wurden die jungen Leute auf schweren weißen Polsterstühlen platziert, die sonst Staatschefs vorbehalten sind.

Brailowskaja rückt im Café mit kerzengeradem Rücken vorne auf die Kante und faltet die Hände im Schoß: „Du sitzt in dieser Pose, den Bauch eingezogen. Er tritt ein und setzt sich – so.“ Sie lehnt sich zurück, fast flätzt sie sich. „Alle wurden sofort locker.“

Brailowskaja ist Putin-Profi. Sechs Mal hat sie ihn gesehen. Vielleicht hat er sie im März sogar wiedererkannt, überlegt sie: „Er hat ein phänomenales Gedächtnis.“ Seit Jahren gehört Anastasija Brailowskaja zu Russlands durchstrukturiertem Freiwilligensystem, das auch an die Stelle der aggressiven Jugendorganisation der „Unsrigen“, Naschi, getreten ist. Tierheime, Veteranenverbände, Ärztegruppen – das staatliche Angebot reicht in jeden Winkel des sozialen Lebens und verdrängt mitunter private Initiativen. Putin nutzt diese Strukturen, um einen großen Teil der Gesellschaft hinter sich zu versammeln. Für alles Schlechte im Land macht er Regierung und Gouverneure verantwortlich.

Als er die jungen Menschen im runden Saal begrüßt, klingt seine Stimme



weich, er scherzt und lacht, Kameraleute halten alles fest. Anastasija Brailowskaja spricht über die rote Zone, eine emotionale Zeit bis heute. Sie verhaspelt sich, schaut an die Decke. Er hört mit geneigtem Kopf zu, dann lächelt er. „Was soll ich dazu sagen? Ich möchte mich noch einmal bei Ihnen bedanken“, sagt er und behauptet dann, dass Russland so viel besser durch die Pandemie gekommen sei als andere Länder.

Das ist schon damals falsch, inzwischen liegt die Übersterblichkeit in Russland bei fast einer Million Toten. Anastasija Brailowskaja folgt bereitwillig der offiziellen Version. Sie ist noch immer wie beseelt. „Du fühlst dich so geschützt und ruhig neben ihm, wahrscheinlich, weil du im Kreml bist, dort gibt es eine Wache. Außerdem spürt man diese Energie, eine Stärke im Innern.“

Wie viele solcher treuen Anhänger hat er noch? Umfragen weisen keine triumphalen, aber immer noch schöne Zustimmungsergebnisse für ihn aus. Putin hat dem Land so sehr seinen Stempel aufgedrückt, dass seine Gefolgsleute eine fast heilige Symbiose von Herrscher und Land beschwören, gottgewollt und unauflöslich wie unter den Zaren.

Natürlich wüsste man gerne, ob er das selbst glaubt. Die Bilder als fürsorglicher Landesvater oder – lange ein Standard – als Meister aller Disziplinen sind von Anfang an aufwendig produziert.

Vor zwanzig Jahren lässt er sich von Konrad Rufus Müller und der Journalistin auf einem, wie es heißt, „privaten Angelausflug“ nach Astrachan fotografieren. Sie rasen in amerikanischen Schnellbooten über die Wolga, beim Angeln zieht Putin einen Fisch nach dem anderen aus dem Wasser, 16 insgesamt, der Angler daneben nur einen.

Müller ist sicher: „Seine Männer haben ihm unter Wasser die Fische zugeführt.“ Jahre später wird Putin beim Tauchen eine Amphore entdecken, die zuvor auf dem Meeresboden platziert wurde, Kranichen im Leichtflugzeug vorausfliegen und Tigern Peilsender anlegen – gern mit nacktem Oberkörper. „Dabei hat er keinen schönen Körper“, sagt Müller: „Er ist eher schwammig, obwohl er so viel Sport macht.“

Einmal gab Putin zu, dass seine bildstarken Abenteuer inszeniert sind. Unverdrossen verbreitet die Propagandaabteilung weiterhin Bilder von Begegnungen mit begeisterten Russen, zu denen aber die immer gleiche Komparserie gehört, und von Eishockey-Spielen, in denen der Torwart sich verrenkt, um Putin einen Jubelschuss zu ermöglichen. Der Spott im Westen

wird nur übertönt vom Gelächter russischer Blogger. Putin kann das insofern egal sein, als sein Verhältnis zum Internet noch distanzierter ist als das zur EU. Wichtige Beiträge im Netz lässt der Präsident sich ausdrucken und in Ledermappen vorlegen.

Viel verschwiegener war Putin lange Zeit über sein Privatleben. Nach der Scheidung von seiner Frau Ljudmila 2013 wagte eine Journalistin im Jahr darauf die Frage, ob er, jetzt immerhin Russlands Junggeselle Nummer eins, Zeit für ein Privatleben habe. Umständlich und fast kichernd entgegnete Putin, ein Freund habe ihn kürzlich dasselbe gefragt. „Er sagt: Hör mal, gibt es Liebe in deinem Leben? Ich sage: Was meinst du? Und er: Liebt dich jemand? Ich sage: Nun, ja. – Und liebst du jemanden? – Ich antworte: Ja. – Er muss wirklich geglaubt haben, ich sei völlig verroht.“

Altersgerechter fiel er in jüngster Zeit mit einer anderen Freizeitbeschäftigung auf – seiner Leidenschaft als Historiker. Er setzt seinen Namen unter Schriften, die wochenlanges Studium in Bibliotheken und Archiven verraten. Der Historiker Reinhard Krumm, Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung im Baltikum und davor in Moskau, hat Putin bei den jährlichen Diskussionstreffens des Waldai-Klubs erlebt. „Geschichte hat Putin schon immer umgetrieben“, sagt Krumm.

### **Die Vereinigung mit Russland sei schon immer das Streben der Ukraine gewesen, schrieb Putin**

Damit war er nicht allein. Der Historiker und Memorial-Mitbegründer Arsenij Roginskij hat in der Zeitschrift Osteuropa beschrieben, wie sehr die postsowjetische Gesellschaft und ihr Staat auf das Bild einer zusehends glücklicher, zusehends ruhmreicher dargestellten Vergangenheit angewiesen waren. Vor allem der Sieg über das nationalsozialistische Deutschland ist in zwanzig Jahren Putin zur Legitimationsquelle seiner Herrschaft geworden. Bis heute hat sein Russland keine Softpower entwickelt, keine Ideologie, die es an universeller Strahlkraft mit dem Kommunismus aufnehmen könnte.

Dies könnte ein Grund dafür sein, dass Putin trotz seines Satzes vom Ende der Sowjetunion als „größter geopolitischer Katastrophe des 20.

Jahrhunderts“ diese Sowjetunion gar nicht zurückwill. „Wer das Ende der Sowjetunion nicht bedauert, hat kein Herz. Wer sie zurückbringen will, hat kein Hirn.“ Auch dieser Satz stammt von ihm.

Stattdessen bedient sich der Chefhistoriker Putin in der russischen Vergangenheit – über Sowjetunion und Zarenzeit bis zur mittelalterlichen Rus – und fügt historische Momentaufnahmen zur Doktrin eines starken Staates zusammen, der wichtiger ist als das Leben der Einzelnen. Dieser Staat mag irren, auch töten, möglicherweise Leid über die Menschen bringen (Stalin!), aber er kann nie im Unrecht sein.

Dass Roginskijs Organisation Memorial nicht nur die Opfer benannte, sondern auch die Täter – in Russland, wo viele Menschen beides waren, Täter und Opfer, ein unendlich schmerzhaftes Unterfangen –, widersprach dieser Doktrin fundamental. Wie wenig dieser Erinnerungspomp mit dem individuellen Erleben zu tun hat, ließ sich vor einigen Tagen beobachten. Im Gedenken an die Leningrader Blockade durch die Nationalsozialisten, mit einer Million Toten in 872 Tagen, schritt Putin abgeschirmt den schneebedeckten Piskarjowskoje-Friedhof in Sankt Petersburg entlang. Abgesperrt hinter einem Zaun warteten in langen Schlangen Menschen, die auf dem Friedhof ebenfalls der Toten gedenken wollten.

Putin sieht die Schuld für den Zweiten Weltkrieg allen Ernstes bei Polen. Solche historischen Verzerrungen machen es jenen in Deutschland leicht, die ohnehin nie Empathie für die Opfer des deutschen Vernichtungskrieges im Osten oder für die Blockade über die Lippen brachten. Zu den unappetitlichsten Nebeneffekten der Ukraine-Krise gehört hierzulande das Sortieren von 27 Millionen Toten der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg nach ihrer ethnischen oder kulturellen Zugehörigkeit. Mit Blick auf die damaligen Gräuelpolitik soll Deutschland der Ukraine Waffen liefern, heißt es da. Haben die Russen denn nicht gelitten?

Dem Historiker Putin liegt die Ukraine besonders am Herzen. Alle Konfrontationen – die Krim-Annexion, die Abspaltung der „Volksrepubliken“ im Osten, den Aufmarsch von 130 000 Mann an der ukrainischen Grenze – flankiert er mit einer neuen, fast magischen

Erzählung. Die Vereinigung mit Russland sei schon immer das Streben der Ukraine gewesen, schrieb er. Ungeachtet jahrhundertlang getrennter Wege und völlig unterschiedlicher religiöser und politischer Erfahrungen finde das Nachbarland erst in der Verschmelzung mit dem „großen Bruder“ zum wahren ukrainischen Selbst. Dass viele Ukrainer inzwischen nach Westen streben, ist in dieser Lesart keine Reaktion auf russische Schikane, sondern die Folge westlicher, also amerikanischer Manipulation. Wenn Russland gerade immer wieder mal vor einer ukrainischen „Provokation“ warnt, dann wäre das nach der Logik dieses Narrativs eine historische Tragödie, mehr noch, gegen ukrainische Interessen.

Gelegenheiten, Wladimir Putin live zu sehen, wie etwa noch vor 20 Jahren mit seiner Lehrerin Wera Gurewitsch auf einer Parkbank in Sankt Petersburg, sind nicht erst seit Ausbruch der Pandemie überaus rar geworden.

An einem Nachmittag im September 2021 soll er nach Mulino kommen, 340 Kilometer östlich von Moskau. Ein paar Dutzend Journalisten stehen auf einem Erdwall im Niemandsland und warten. Jeder von ihnen hat drei negative PCR-Tests vorgelegt, um dabei zu sein. Der Erdwall gehört zu einem riesigen Truppenübungsplatz. Putin fliegt in einem von drei identischen Hubschraubern über die Köpfe der Wartenden hinweg und landet hinter dem Wall. Er verfolgt die Übung von einem zweistöckigen Wellblechgebäude aus. Nur ein Scharfschütze verrät seine Anwesenheit, von einem Balkon aus zielt er auf den Truppenübungsplatz.

Panzer, Flieger und Fallschirmspringer proben den Krieg, die Übung ist Teil des Großmanövers Sapad, das heißt Westen, und findet alle vier Jahre statt. Große russische Militärübungen rotieren durch das Land, eine andere heißt Wostok, Osten. Sie dienen nicht nur Trainingszwecken, sondern sollen Russlands wachsende militärische Stärke demonstrieren. 200 000 Soldaten haben sich laut Verteidigungsministerium an „Sapad 2021“ beteiligt. Über Tage und von verschiedenen Stützpunkten aus haben sie geübt, das Land gegen einen imaginären Feind zu verteidigen. Es fiel nicht schwer, die Nato darin zu erkennen. Nicht alle Einheiten kehrten nach der Übung zu ihren Stützpunkten zurück. Einige blieben offenbar im Westen, in Nähe zur ukrainischen Grenze. In der Dramatik solcher Eskalationen geht oft unter, dass Putin ein eher risikoscheuer Kriegsherr ist.

Der Tschetschenien-Feldzug sicherte seine Herrschaft, aber dann überließ

er die Kaukasus-Republik willig dem grausamen Tribalismus Ramsan Kadyrows. Im Konflikt mit Georgien 2008 wartete Putin, bis der irrlichternde Präsident Michail Saakaschwili die Nerven verlor und seine eigene abtrünnige Provinz angriff. „Putin ist kein Berserker, sondern ein kalter Geheimdienstmann, der die Zeit für gekommen hält, ein paar Dinge geradezurücken“, so formuliert es ein Gesprächspartner.

### **Staats- und Regierungschefs reisen im Tagesrhythmus an, Russland ist sehr eindeutig wieder auf der globalen Bühne**

Seit einer ganzen Weile schon betrachtet Putin die USA (die EU ohnehin) als moralisch ausgehöhlt, wirtschaftlich geschwächt, bedingt wettbewerbsfähig. Endlich kann er sich das erlauben, was sich sonst die USA erlauben, in Bereiche vorstoßen, aus denen sich die USA zurückziehen wie etwa im Nahen Osten, jede Schwäche ausnutzen, um Russland ins Konzert der großen Mächte einzureihen. Nie mehr „Regionalmacht“ sein, als solche hatte Barack Obama Russland einst bezeichnet. „Putin sagt: Der Wiener Kongress 1815, Jalta 1945 haben der Welt Jahrzehnte des Friedens gebracht – und Russland war immer dabei“, so der Politologe Krumm.

Die Politologin Stanowaja sieht einen Zusammenhang zwischen innerem und äußerem Putinismus. Einen Wendepunkt erkennt sie im Jahr 2020, als Putin die Verfassung umschrieb und sich de facto die Präsidentschaft auf Lebenszeit sicherte. „Stellen Sie sich vor, Sie wohnen in einer Mietwohnung, in der Sie nichts verändern, nichts renovieren können, und dann ziehen Sie in ein eigenes Haus. Dort kann man auf einmal seinen eigenen Regeln folgen. Das ändert die Psychologie, das verändert die Art, wie man Feinden gegenübertritt.“

Die estnische Ex-Präsidentin Kersti Kaljulaid schickt im Videotelefonat eine dringende Bitte an den Rest Europas, „stark, einig und abschreckungsbereit“ zu sein, aber auch sie gibt zu: „Es war Putins Ziel, eine Weltmacht zu bleiben. Wir haben von China und den USA geredet und von Russlands schwindender Wirtschaftskraft. Er hat uns das Gegenteil bewiesen. Das müssen wir anerkennen.“

Über mangelnde Aufmerksamkeit kann sich Putin immerhin nicht mehr

beklagen. Staats- und Regierungschefs reisen im Tagesrhythmus an, Russland ist sehr eindeutig wieder auf der globalen Bühne. Reicht das? Ist die Ukraine-Krise eine Art geopolitische Katharsis, um das Verhältnis zwischen Russland und der Welt neu zu ordnen, oder nur eine Zwischenetappe? Wird nach der Ukraine vor der Ukraine sein – solange Putin im Amt ist?

Das Ende ist für alle Autokratien ein Dilemma, auch bei Putin stellt sich die Frage: Will er nie wieder ausziehen aus dem Kreml oder kann er nicht mehr? Vielleicht beides. Russland sei wie eine „absolute Monarchie“, sagt Sergej Alexaschenko: „Nur gibt es keinen Thronfolger.“

Alexaschenko meldet sich aus Washington, in den Neunzigerjahren war er stellvertretender Finanzminister Russlands, dann Vizechef der Zentralbank. Jetzt lebt er im Exil, weil in Russland ein Strafverfahren auf ihn wartet. Er soll einige sowjetische Orden bei der Ausreise nicht beim Zoll angegeben haben, ein fast harmloser Vorwurf, aber anfangs harmlose Vorwürfe haben Oppositionelle schon für Jahre ins Gefängnis gebracht. Alexaschenko hat dem Geheimdienstler Putin nie getraut. Er habe Putin einst als effizienten Bürokraten kennengelernt, der sich in seiner Präsidentenrolle erst zurechtfinden musste, aber heute herrsche er mit ungeteilter Macht.

„Putin hält sich für einen Messias“, sagt Alexaschenko. „Er glaubt, er sei Russland von Gott gegeben worden, und je länger er an der Macht bleibt, desto besser wird es für das Land.“



Putins System sei ein maßgeschneiderter Anzug, der nur einem perfekt passe, sagt Alexaschenko, das System lasse sich weder modifizieren noch reparieren, sondern nur ersetzen. „Sobald man etwas verändert, kollabiert alles.“ Deshalb muss alles bleiben, wie es ist.

„Russland ist kein Projekt, sondern ein Schicksal“, hat Putin einmal gesagt. Im schlimmsten Fall meinte er damit sich selbst.

## **Team**

*Redaktion*

*Martin Wittmann, Thorsten Schmitz*